

Verschwendung – Luxus – Kapital

Das Turnier des Hochmittelalters als Beispiel adeliger Ökonomie

„Das Turnier war ein Fest. Es endete wie alle Feste in der sorglosen Verschwendung von Reichtümern“, so konstatiert George Duby den Ausklang ritterlicher Kampfspiele am Ende des 12. Jahrhunderts.¹ Die ökonomische Gesamtbilanz, die der Doyen der französischen Mediävistik am Ende seiner Ausführungen über die adelige Turnierbegeisterung zieht, fällt demgemäß weithin negativ aus: „Sämtliche Ritter, Sieger wie Besiegte, legten sich an diesem Tage ärmer schlafen, als sie aufgestanden waren. Gewonnen hatten nur die Händler, die Schmarotzer.“² Guillaume le Maréchal, dem heroischen Protagonisten seiner biographischen Skizze, lastet er dabei einen nicht geringen Anteil an diesem unwirtschaftlichen Gebaren an. „Indem er mit großer Geste die Säcke mit dem eben erst erworbenen Geld auf den Tisch warf“, habe er das mühsam verdiente Vermögen hemmungslos der Verschwendung anheimgegeben.³ Obleich Guillaume nach eigenen Angaben Zeit seines Lebens mehr als 500 Ritter gefangen und unzählige Pferde erbeutet hatte, musste er am Ende seiner glänzenden Turnierlaufbahn 1183 gegenüber einem Schuldner seines Herren bekennen: „Ich bin ein armer Junggeselle, der nicht einmal ein kleines Stückchen Land besitzt“!⁴ Diesem Eingeständnis entspricht denn auch das abschätzigste Verdikt des modernen Mediävisten Duby: „Der Ritter darf nichts für sich behalten. Alles, was ihm zufällt, verschenkt er“, so schreibt er über die Wirtschaftsführung des idealtypischen Vertreters adeligen Standes. „Indem er sich nur um der Freude am Sieg willen abrackerte“, sei in Guillaume jedoch letzten Endes die „bittere Erkenntnis“⁵ gereift, dass er sich ohne solide Ein-

¹ Georges DUBY, *Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter*, Frankfurt am Main 1986, S. 144.

² Ebd.

³ Ebd., S. 145f. Zur Person Guillaume vgl. ferner die Biographien von Sidney PAINTER, *William Marshal, Knight-Errant, Baron, and Regent of England*, Baltimore 1933; David CROUCH, *William Marshal: Court, Career and Chivalry in the Angevin Empire 1147-1219*, Harlow 2002; sowie zum geistigen Horizont seiner Biographie die Skizzen von Larry D. BENSON, *The Tournament in the romances of Chrétien de Troyes and L'Histoire de Guillaume le Maréchal*, in: *Studies in Medieval Culture* 14 (1980), S. 1-24; Richard W. KAEUPER, *William Marshal, Lancelot, and the Issue of Chivalric Identity*, in: *Essays in Medieval Studies* 22 (2005), S. 1-19.

⁴ Paul MEYER, *L'histoire de Guillaume le Maréchal, Comte de Striguil et de Pembroke, Régent d'Angleterre de 1216 à 1219*, 3 Bde., Paris 1891-1901, V. 7030: „Ge sui un povres bachelers / Qui n'ai uncor reie de terre“. Vgl. zum Text Ursula PETERS, *Ritterbiographie und Familiengeschichte. Das Beispiel der ‚Historie des Guillaume Maréchal‘*, in: Joachim HEINZLE (Hg.), *Literarische Interessenbildung im Mittelalter*, DFG-Symposion 1991, Stuttgart 1993, S. 180-199.

⁵ DUBY (wie Anm. 1), S. 114, 145f., 117: „Wenn die Habe fehlt muß der Stolz sich beugen.“ Das rechte Verhältnis von Geld und Ehre, „das ist die quälende Frage, die sich der Marschall bei seiner Rückkehr nach Frankreich und während der folgenden sieben Jahre, die ganz im Zeichen

kommenssicherung „in der Langeweile irgendeiner Komturei des Templerordens den jammernden Kriegern, für die keine Verwendung mehr bestand, würde anschließen müssen“.⁶ Diese späte Einsicht in den fundamentalen Konflikt „der ritterlichen Moral mit der Wirklichkeit“, der um die Wende zum 13. Jahrhundert „auch dem Kurzsichtigsten deutlich“ hätte werden müssen,⁷ habe den übermütigen Lebemann im letzten Moment auf den Boden bürgerlicher Vorsorgestrategien zurückgeholt.

Missfallen spricht aus den Worten des bürgerlichen Historikers Duby, wenn nicht gar blankes Unverständnis für das Handeln seines Helden, dessen „Gehirn [...] anscheinend zu klein war, um die seiner Natur gemäße Entfaltung der körperlichen Kraft durch überflüssige Gedankengänge einzuengen“.⁸ Die Ratlosigkeit des Biographen, die seinen Protagonisten fast zwangsläufig zum „verritterten Vollidioten“⁹ degenerieren lässt, weckt nicht nur Widerspruch. Sie birgt zweifellos Erkenntnispotenzial. Dubys Zweifel am Verstand des Marschalls evoziert fast zwangsläufig die Frage nach den verborgenen Rationalitäten seines Verhaltens. Zu Ihrer Beantwortung gilt es zunächst zu klären, inwieweit das Finanzgebaren Guillaumes durch die Analysekategorien von Luxus und Verschwendung angemessen zu erfassen ist (I). Anschließend soll anhand ausgewählter Episoden aus der Lebensbeschreibung des Marschalls nach Indizien für erfolgversprechende Investitionsstrategien im Kontext einer ‚allgemeinen Ökonomie der Praxis‘ gesucht werden (II). Die Frage nach Verschwendung oder Investition soll schließlich anhand einer weiteren prominenten Turnierschilderung aus dem Bereich der mittelhochdeutschen Minnekasuistik erneut aufgeworfen (III) und in den Kontext zeitgenössischer Handlungsmaximen gestellt werden (IV).

I.

„Wenn der Held unseres Liedes erwartete, daß man ihm Bewunderung entgegenbringe“, so weiß Duby mit unüberhörbar kritischer Distanz zu resümieren, „dann gewiß um seiner Freigebigkeit willen, weil er nichts für sich zu behalten vermochte, um der Verschwendung willen, deren überbordende Quelle er war“.¹⁰ In der Tat liest man in

der Turniere stand, tagtäglich stellte“. Fraglich bleibt indes, auf welcher Grundlage Duby diese psychologische Inneneinsicht aus einer Quelle gewinnt, die vor allem der Memoria an die Erfolge des Marschalls dient.

⁶ Ebd., S. 155.

⁷ Ebd., S. 114f.

⁸ Ebd., S. 198. Vgl. auch die Gegenpolemik John GILLINGHAMS, *War and Chivalry in the History of William the Marshal*, in: DERS., *Richard Coeur de Lion, Kingship, Chivalry and War in Twelfth Century England*, London 1994, S. 227-241, hier S. 234: „Sadly, these days, Duby seems to be blessed with a brain too small to impede the natural facility of his tireless pen.“ Ein Urteil, wie der Verfasser anmerkt, hart aber nicht weniger polemisch als Dubys Anwürfe gegen eine historische Persönlichkeit, die sich nicht mehr zur Wehr setzen konnte. Verglichen mit der Qualität früherer Analysen falle Dubys Alterswerk zusehends schwach aus.

⁹ So Timothy REUTER, *Rez. David Crouch, William Marshal*, in: *Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters* 51 (1995), S. 346.

¹⁰ DUBY (wie Anm. 1), S. 114.

der *Histoire de Gulliaume le Mareschal* immer wieder von freigiebigem Umgang des renommierten Turnierkämpfers mit den erzielten Profiten. Noch bevor etwa bei Joigny im Tal der Seine der eigentliche Wettkampf begann, beteiligte sich der Marschall an den Gesangsdarbietungen zur Unterhaltung der weiblichen Turnierzuschauer. Als dort ein junger Sänger eine Lied vortrug, dessen Refrain die Worte „Marschall, schenkt mir ein gutes Pferd“ enthielt, entfernte Guillaume sich heimlich von der Festgesellschaft, stach den erstbesten gegnerischen Ritter aus dem Sattel und präsentierte das edle Streitross unter dem frenetischen Applaus der Anwesenden dem verdutzten Jüngling.¹¹ Doch damit nicht genug: Obwohl er den Turnierpreis und einen erklecklichen Anteil aus der Beute erobertes Pferde und Lösegelder erhielt, verteilte er seinen Gewinn mit vollen Händen unter den anwesenden Kreuzfahrern und den mittellosen Kontrahenten in Gefangenschaft.¹² Akte derartiger Vergeudung materieller Ressourcen haben seit jeher die Aufmerksamkeit der nationalökonomischen und gesellschaftswissenschaftlichen Forschung auf das Thema von Luxus und Verschwendung gelenkt.¹³ Dezediert negative Stellungnahmen, in welchen mittelalterliche Verhältnisse aus der kapitalistischen Perspektive bürgerlicher Ökonomen ähnlich beurteilt wurden, „wie etwa von den Kirchenvätern vorchristliche Religionen“,¹⁴ stießen dabei bereits früh auf kritische Gegenstimmen.¹⁵ Zu Recht hat etwa Werner Sombart den Begriff des Luxus in seiner Definition als „jeder Aufwand, der über das Notwendige hinausgeht“, als „Relationalbegriff“ gekennzeichnet, „der erst dann einen greifbaren Inhalt bekommt, wenn man weiß, was ‚das Notwendige‘ sei.“¹⁶ Als Bewertungsmodell bot er dabei alternativ zur rein „physiologischen Notdurft des Menschen“ den Begriff der „Kulturnotdurft“ an, die sich an den aktuellen Wertmaßstäben einer Gesellschaft orientiere.¹⁷ Analoge Ansätze, die den materiellen Mehrbedarf herrschen-

¹¹ MEYER (wie Anm. 4), V. 3424-3520. Vgl. dazu PAINTER (wie Anm. 3), S. 41; DUBY (wie Anm. 1), S. 53f.; CROUCH (wie Anm. 3), S. 196.

¹² MEYER (wie Anm. 4), V. 3558-3561: „Mais molt largement le depart / E as croisiez e as prisons, / E molt quita de lor prisons / Des chevalers qu'il avoit pris.“

¹³ Vgl. etwa Dorit GRUGEL-PANNIER, *Luxus. Eine begriffs- und ideengeschichtliche Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung von Bernard Mandeville* (Münsteraner Monographien zur englischen Literatur 19), Frankfurt am Main 1996; Reinhold REITH, Einleitung: „Luxus und Konsum“ – eine historische Annäherung, in: DERS./Torsten MEYER (Hg.), „Luxus und Konsum“ – eine historische Annäherung, (Cottbusser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt 21), Münster u. a. 2003, S. 9-27; Neithard BULST, Vom Luxusverbot zur Luxussteuer. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte von Luxus und Konsum in der Vormoderne, in: Michael PRINZ (Hg.), *Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne*, Paderborn 2003, S. 47-60, hier S. 47f.

¹⁴ So Karl MARX, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. I (Marx-Engels-Werke, 23), Ost-Berlin 1962, S. 96 mit ausdrücklichem Bezug auf das christliche Mittelalter und die darin zu beobachtenden gesellschaftlichen Verhältnisse hinsichtlich der Wertzumessung bestimmter Waren. Sein Urteil mag stellvertretend für die Forschungskritik am Paradigma des bürgerlichen Kapitalismus im Hinblick auf vergangene und außereuropäische Gesellschaften stehen.

¹⁵ Einige interessante Beobachtungen zur ambivalenten Bewertung liefert Ulrich WYRWA, *Konsum und Luxus – begriffsgeschichtliche Aspekte*, in: REITH (wie Anm. 13) S. 47-60.

¹⁶ Werner SOMBART, *Luxus und Kapitalismus*, München 1922, S. 71.

¹⁷ Ebd.

der Eliten als Ausdruck ihres soziokulturellen Selbstbehauptungswillens erklärbar machen, liegen der Wende zum 20. Jahrhundert auch von anderen Zeitgenossen vor: Glaubte Thorstein Veblen in seiner satirisch-pointierten ‚Theorie der feinen Leute‘ das Ziel der demonstrativen Verschwendung von Zeit und materiellen Gütern in der „neiderfüllten Diskriminierung“ anderer zu erkennen,¹⁸ so hat Max Weber den Drang der sozialen Eliten nach Luxusgütern ins Positive gewendet als „eminentes Machtinstrument zur Behauptung der Herrenstellung“ skizziert.¹⁹ Das darin erkennbare Bemühen, dem Phänomen Verschwendungsluxus „im Sinne der Ablehnung zweckrationaler Orientierung des Verbrauchs“ bei aller Erklärungsnot dennoch mit den Kategorien gesellschaftlich-strukturell bedingten Vernunfthandelns beizukommen, hat indes den massiven Widerspruch des Soziologen, Anthropologen und Schriftstellers Georg Bataille provoziert. „Wir können dem Rivalitätsprinzip nicht den Vorrang vor der souveränen Großzügigkeit geben, die am Ursprung der Gabe steht: wenn wir es dennoch tun, müssen wir die Begriffe der Auseinandersetzung umkehren. Wie, das Kalkül wäre auf seiten des Gebenden? Wäre dem so, hörte das Spiel auf. Selbst wenn der Schenkende sie bloß vortäuschte, wäre es immer noch seine Großzügigkeit, nicht sein Kalkül, was zählt.“²⁰

Die klassische Frage nach dem betriebswirtschaftlichen Nutzwert archaischer Schenkpraktiken kennzeichnet Bataille vielmehr als „grundsätzlich verfehlt“.²¹ indem er die Annahme eines geschlossenen Kreislaufs von Produktion, Konsum und Reinvestition zurückweist. Während das Gros ökonomischer Theorien das Moment der systematischen Vergeudung und Zerstörung überschüssiger Ressourcen ausklammerte, erhebt er gerade die ‚bedingungslose Verausgabung‘ der im Produktionsprozess latent verfügbaren Überschüsse zu einem allgemein natürlichen Grundbedürfnis und Motor seiner ‚allgemeinen Ökonomie‘. Batailles Schlussfolgerung, „daß man schließlich die Energie, die den Reichtum ausmacht, ohne Berechnung (ohne Gegenleistung) ausgeben muß, daß so manche gewinnversprechenden Tätigkeiten eindeutig keinen anderen Effekt haben als die nutzlose Vergeudung der Gewinne“²² entlastet den Ritter Guillaume le Maréchal zwar hinsichtlich des Vorwurfes ökonomischen Fehlhandelns, entrückt sein Gebaren jedoch im Sinne eines anthropologischen Determinismus zugleich dem Zugriff historischer Analyse.

Dennoch mag Batailles Bestreben, das herkömmliche ökonomische Modell ausgeglichener Wertschöpfungsbilanzen um eine zusätzliche Kategorie zu erweitern, für ein Verständnis des Marschalls wegweisend sein. Es scheint indes geboten, im Rahmen eines erweiterten Wirtschaftsbegriffes, die einseitige Fokussierung auf die

¹⁸ Thorstein VEULEN, *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Köln/Berlin 1953, S. 79ff., 100.

¹⁹ MAX WEBER, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1972, S. 651.

²⁰ Georges BATAILLE, *Die psychologische Struktur des Faschismus/Die Souveränität*, hg. von Elisabeth LENK, München 1978, S. 59.

²¹ Georges BATAILLE, *Die Aufhebung der Ökonomie. Der Begriff der Verausgabung. Der verfehltete Teil. Kommunismus und Stalinismus*, München 1985, S. 9.

²² Ebd., S. 46.

Zirkulation von Geld- und Warenströmen aufzugeben. Jeder Vorstoß, der ökonomisches Denken und Handeln allein auf den Aspekt des Austausch materieller Güter reduziert und in dieser Engführung unter das Paradigma eines utilitaristischen Optimierungsgedankens stellt, muss an historischer Erklärungskraft substantiell verlieren. „Eine allgemeine ökonomische Praxiswissenschaft“, so urteilt auch der Soziologe Pierre Bourdieu, „muß sich deshalb bemühen, das Kapital und den Profit in allen ihren Erscheinungsformen zu erfassen“.²³ Unter Einbeziehung immaterieller Leistungen sowie der sozialen Dimension jeglichen Wertetransfers stellt Bourdieu daher dem ökonomischen Kapital, das „unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar“ ist, zwei weitere Kapitalformen zur Seite: Zum einen das kulturelle Kapital, das „in Form von dauerhaften Dispositionen“ inkorporiert, über die angemessene Auswahl materieller Wert- und Ausrüstungsgegenstände objektiviert und in Titeln und Rangpositionen institutionalisiert werden kann.²⁴ Andererseits das soziale Kapital, verstanden als (Macht-)Ressourcen, „die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind“ und die durch „gegenseitige Geschenke, Gefälligkeiten, Besuche o.ä. produziert und reproduziert“ werden.²⁵ Die praktische Verfügbarkeit über die einzelnen Kapitalformen bestimmt wesentlich die relative soziale Position eines Akteurs innerhalb eines spezifischen Feldes. Der akkumulierte Kapitalbesitz findet im Moment der gesellschaftlichen Anerkennung – der Beimessung von Ruhm, Ehre, Respekt – seine symbolische Ausdrucksform und soziale Wirkkraft zugleich.²⁶ Dabei erweisen

²³ Pierre BOURDIEU, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard KRECKEL (Hg.), Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband Nr. 2/1983), Göttingen 1983, S. 183-198, hier S. 184. Einführend zur Feldtheorie vgl. Gerhard FRÖHLICH, Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu, in: Ingo MÖRTH/DERS. (Hg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursociologie der Moderne nach Pierre Bourdieu, Frankfurt am Main 1994, S. 31-54; Ingrid GILCHER-HOLTEY, Kulturelle und symbolische Praktiken: das Unternehmen Pierre Bourdieu, in: Wolfgang HARDTWIG/Hans-Ulrich WEHLER (Hg.), Kulturgeschichte Heute (Geschichte und Gesellschaft, Sonderband 16), Göttingen 1996, S. 111-130; Sven REICHARDT, Bourdieu für Historiker? Ein kultursociologisches Angebot an die Sozialgeschichte, in: Thomas MERGEL/Thomas WELSKOPP (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 71-93.

²⁴ Bourdieu (wie Anm. 23), S. 185.

²⁵ Ebd., S. 190, 197.

²⁶ An dieser Stelle ist eine knappe Bemerkung zum Begriff des ‚symbolischen Kapitals‘ erforderlich. Bourdieu selbst verwendet ihn in mehrfachen Zusammenhängen: Etwa als terminologischen Gegenpol zum materialistischen Ökonomismus, als Mittel zur Repräsentation und Reproduktion faktischer sozialer Unterschiede oder als finales Ziel allen sozialen Verhaltens. Dementsprechend diffus wirkt daher sein Forschungsgebrauch: Mal erscheint er gleichgesetzt bzw. als reine Funktion des sozialen Kapitals, mal tritt er den genannten drei Kapitalsorten gleichwertig zur Seite. Zumeist wird es jedoch mit Bourdieu als „wahrgenommene und als legitim anerkannte Form“ des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals verstanden und synonym zu Begriffen wie Ehre, Ruhm, Prestige und Ansehen verwendet. Damit stellt es keine eigenständige vierte Kapitalart dar, sondern repräsentiert als semiotische Transformation vorhandener Ressourcen eine überwölbende Anerkennungsstruktur. Der Terminus ‚Ehre‘ sei demnach im Folgenden allein als Indiz für die besondere Wirkmacht einer Kapitalart im Kontext des untersuchten Feldes aufgefasst.

sich im jeweiligen Handlungskontext bestimmte Kapitalsorten gegenüber anderen als wirksamer: „Gleich Trümpfen in einem Kartenspiel determiniert eine bestimmte Kapitalsorte die Profitchancen im entsprechenden Feld“.²⁷ Je nach Beschaffenheit des Feldes existieren folglich unterschiedliche Ökonomien jenseits des rein materiellen Austauschaktes.

Auch wenn Bourdieu selbst für die französische Moderne eine „tendenzielle Dominanz“²⁸ des ökonomischen Kapitals postuliert, erweist sich sein Konzept doch als prinzipiell offen gegenüber der ‚Kulturnotdurft‘ anderer Gesellschaftsformen. Es bietet daher einen vielversprechenden Zugang zur zeitspezifischen, kontextabhängigen Logik des Handelns mittelalterlicher Menschen.

II.

Begeben wir uns also mit Guillaume le Maréchal auf das Feld des adeligen Turniers und betreten damit eines jener „Kampffelder, auf denen um Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse gerungen wird“.²⁹

Als Grundeinsatz konnte der Marschall bereits zu Beginn seiner Laufbahn 1166 über ein bedeutendes Maß an kulturellem Kapital verfügen: Kampftechniken und Regelwerk des ritterlichen Waffengangs hatte er formvollendet inkorporiert. Demgegenüber nahm sich das materielle Fundament seiner Karriere mehr als bescheiden aus: Als vierter Sohn eines nicht allzu wohlhabenden englischen Adligen konnte Guillaume weder über Land, Lehen noch über Geldeinkünfte verfügen. Mit nur einem Diener war er etwa sechs Jahre zuvor von zu Hause aufgebrochen.³⁰ Den Großteil seines Besitzes verdankte er ebenso wie seine Ausbildung dem bedeutendsten Schatz sozialen Kapitals, den ihm seine Familie zu bieten hatte: Sein Onkel, Guillaume de Tancarville, der Kämmerer der Normandie, stattete ihn mit Waffen, Pferden und einem wertvollen neuen Mantel aus. So gerüstet konnte der junge Ritter seine ersten Züge auf dem Praxisfeld adeliger Aufstiegschancen wagen. Doch bereits das erste Unternehmen war von empfindlichen Einbußen begleitet, wie uns die *Histoire de Guillaume le Maréchal* aus der Rückschau von 50 Jahren berichtet: Während eines Scharmützels um die normannische Burgsiedlung von Neufchâtel im Norden des Herzogtums demonstrierte der Marschall das überlegene Potential seines militärischen Könnens, so dass Freund und Feind den Marschall am Ende des Tages nach Aussage seines Biographen zugestanden, „daß er der erste mit den Waffen war, daß ihm der Ruhm und die Ehre zukomme“.³¹ Dennoch war das Ergebnis ernüchternd: Nicht nur hatte Guillaumes

²⁷ Pierre BOURDIEU, Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon, Frankfurt am Main 1985, S. 10.

²⁸ Ebd., S. 18.

²⁹ Ebd., S. 74.

³⁰ MEYER (wie Anm. 4), V. 759ff., vgl. auch V. 2102 : „Si n'avait il reie de terre / Ne rien fors sa chivalerie.“

³¹ Ebd., V. 1101f.: „Li Mareschals d'armes le jor, / Sin portout le pris e l'enor.“

Kettenpanzer im Handgemenge Schaden genommen, viel schwerer wog der Verlust seines Streitrosses, das unter ihm eine tödliche Wunde empfangen hatte. Obwohl er sich als ‚man of the match‘ einen Namen gemacht hatte, sah er sich deshalb dem Spott seiner Kampfgenossen ausgesetzt: „Marschall, mach mir ein Geschenk, aus Freundschaft oder zur Belohnung“, rief ihn Guillaume de Mandeville, der Erbe der Grafschaft Essex, an: „Einen Schweifreifen oder ansonsten ein altes Kummer“. Derartiges habe er Zeit seines Lebens nie besessen, musste der Angesprochene bekennen. „Marschall, was sagst Du da? Heute hast Du vierzig davon vor Deinen Augen gehabt, oder sogar sechzig, und nun willst Du mir ein einziges verweigern?“. Schallendes Gelächter umfing Guillaume, der diese bittere Erfahrung offenbar nie vergaß.³² Im Kern enthält diese Episode fraglos eine grundlegende „lesson of knightly economy“.³³ Der junge Ritter hatte es versäumt, seine Überlegenheit an Mut und Kampfgeschick zur rechten Zeit in realen Profit umzumünzen. Dies führte ihn wohl tatsächlich an den „tiefsten Punkt seiner Existenz“. ³⁴ „Kurz gesagt“, so sein Biograph, „es ist gut bekannt, daß Armut für manchen Edelmann Unehre und den Ruin bedeutet“.³⁵ Seinen wertvollen Mantel musste Guillaume für 22 Schillinge veräußern, um sich wenigstens ein Lasttier als Ersatz für das verlorene Streitross leisten zu können. Indem der Marschall diese Lehre seiner Jugendtage als mahnendes Exempel an die Nachwelt weitertradierte, erteilte er zugleich einem profitlosen ritterlichen Idealismus eine klare Absage.

An dieser Lektion wird sich Guillaume selbst im weiteren Verlauf seiner Karriere orientiert haben.³⁶ Wie wir seiner Lebensbeschreibung entnehmen können, behielt er auch als etablierter Turnierkämpfer stets ausreichend Geldmittel bei sich, um den Preis eines umstrittenen Beutepferdes bar zu bezahlen oder seine Ausrüstung um weitere hochwertige Tiere zu ergänzen.³⁷ Nicht als Verschwender und Verächter des Materiellen sah er sich selbst, sondern als erfolgreicher Investor seiner Profite. Über die finanzielle Absicherung des Grundbedarfes hinaus nämlich verfolgte er eine andere, weitaus erfolversprechendere Strategie.³⁸ „Er sorgte sich nicht um Gewinne, sein Streben zielte auf Höheres: Er gewann etwas, das viel schwerer wog. Denn ein Mann, der Ehre gewinnt, hat einen viel besseren Handel gemacht“, so heißt es in der

³² Ebd., V. 1145-1160: „Mareschall, donez mei un don / Pars amors e par gueredon / ‚Volunteers, quei?‘ – ‚Un cropriere / Ou seveals une viez coliere.‘ [...] ‚Marschal, que est ce que vos dites? / De poi de chose m’escondites. / Hui en avez eü quarante, / Veiant mes els, veire seisante; / Or si m’em volez escondire!‘ Lors coumencierent a rire / Qui entendirent la parole, / Bien sevent ce qu’ele parole.“

³³ So PAINTER (wie Anm. 3), S. 23.

³⁴ DUBY (wie Anm. 1), S. 93, vgl. auch CROUCH (wie Anm. 3), S. 35.

³⁵ MEYER (wie Anm. 4), V. 1185-1187: „Il est ben seü, c’est la some, / Que poverte a maint gentil home / Defolé e mis al naient.“

³⁶ Unter der Überschrift „The Marshal and the Money“ beleuchtet CROUCH (wie Anm. 3), S. 176ff., das spätere Finanzgebaren Guillaumes, der sich des englischen Geldmarktes erfolgreich zu bedienen wusste.

³⁷ Vgl. MEYER (wie Anm. 4), V. 4264ff., 5961ff.

³⁸ Sind solche Strategien Bourdieu zufolge primär nicht als bewusstes Kalkül zu verstehen, so folgen sie doch – als habituell generierte Handlungsschemata – der Logik des jeweiligen Feldes.

Histoire.³⁹ Anders als die stets prekäre Hortung von Beutestücken und Lösegeldern erweist sich diese Ehre als krisensicherer Zukunftsfonds, dem selbst kriegerische Ereignisse und eine stets instabile politische Großwetterlage wenig anhaben konnten.

Prestige und Respekt, die der Marschall auf dem Turnierfeld erwarb, dienten zunächst ebenso wie die materiellen Gewinne seiner sozialen und ökonomischen Existenzsicherung. Bekanntheit und Anerkennung – die symbolische Akkreditierung seiner kämpferischen Erfolge⁴⁰ – schützten vor Verlusten und halfen, die Risiken von Rückschlägen und sportlichen Misserfolgen zu minimieren. So erfahren wir etwa, dass der Marschall in seinen Anfängen als weithin unbekannter Turnierneuling sein Streitross an den prominenten Hennegauer Ritter Mathieu de Wallincourt einbüßte. Jahre später, auf dem Turnier von Eu 1178, begegnete er dem alten Kontrahenten erneut auf offenem Feld und konnte die Rechnung gleich doppelt begleichen.⁴¹ Zweimal gelang es ihm, den Gegner aus dem Sattel zu stoßen und sein Reittier zu erbeuten. Als Mathieu am Ende des Wettbewerbs um die Rückgabe des Pferdes ersuchte, hielt ihm der Marschall sein eigenes Verhalten in der Vergangenheit entgegen: Hohe Herren hätten sich damals für ihn verwandt und doch habe Mathieu das erbeutete Ross für sich behalten. „Mein Herr, Ihr hattet damals noch nicht den selben Ruf wie heute oder wie ihr ihn in der Zukunft haben werdet“, so die bezeichnende Antwort des Gescholtenen: „Daher sage ich euch und will euch nahelegen, warum ich es euch damals nicht zurückgeben wollte.“⁴² Wenig später, im Verlauf des Turniers von Arnet 1179, wurden dem Marschall selbst zwei Beutepferde wieder abgenommen – seiner Ansicht nach durch regelwidriges Verhalten zweier zufällig hinzukommender Ritter. Dennoch unternahm er zunächst keine Anstrengungen, seine Besitztümer zu verteidigen: „Er begann kein größeres Handgemenge, weil er sie erkannte und ihre Namen wußte, wer mit ihnen war und ihre Nachnamen.“⁴³ Tatsächlich gelang es ihm nach Beendigung des Turniers, sein Recht auf die strittigen Beutetiere durchzusetzen. Als abhängige Gefolgsleute zweier Guillaume vertrauter Herren konnten die Gegner ihm die Herausgabe der Pferde trotz allen Widerstrebens letzten Endes nicht verweigern. Der schlussendliche Ausgang einer Begegnung auf dem Turnierfeld war für den prominenten Turnierreiter nun nicht mehr allein an die kämpferischen Kompetenzen der

³⁹ MEYER (wie Anm. 4), V. 3008: „Mais al bien faire tant tendi / Que del gaain ne li chalus. / Il gaainna qui mielz valut. Quer molt fait cil riche bargainne / Qui onor conquest e gaainne.“ „Erec trachtete nicht danach, Ross und Reiter in seinen Besitz zu bringen, sondern gut zu tjosieren und seine Tapferkeit zu beweisen. Er läßt die gegnerischen Reihen vor ihm erzittern. Sein Heldenmut gibt allen Streitern an seiner Seite neue Kraft. Um seine Gegner noch mehr zu entmutigen, nahm er einige Pferde und einige Ritter an sich.“

⁴⁰ Vgl. oben, Anm. 26. Ehre soll hier nicht als eigenständiges ‚symbolisches Kapital‘ missverstanden werden.

⁴¹ Vgl. CROUCH (wie Anm. 3), S. 193f.; DUBY (wie Anm. 1), S. 143.

⁴² MEYER (wie Anm. 4), V. 3348-3352: „Sire, n'esteiez pas encores / D'itel pris com vos estres ore / Ne com vos esserez encore; / Por ce vos di e faz entendre / que lors nel vos voil mie rendre.“

⁴³ Ebd., V. 3974ff.: „Por ce n'i mist pas grant contenz, / Qu'il les conoist e set lor nons, / O qui eus sunt e les sornons.“

Kontrahenten gekoppelt.⁴⁴ Er war ebenso das Resultat der unterschiedlichen Verfügungsmacht über soziales Kapital, die dem Marschall zunehmende Vorteile verschaffte. Ernsthaftige finanzielle Einbußen hatte Guillaume demnach allein schon aufgrund seines gesteigerten Ansehens und seiner weitreichenden Kontakte seit der Mitte des Jahres 1170 kaum mehr zu fürchten.

Zur Vermehrung seines Sozialkapitals war dabei „eine unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten“ erforderlich, für die der Marschall „Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital“ verausgabte.⁴⁵ Um den Ausbau eines tragfähigen Netzwerkes nutzbringender Kontakte voranzutreiben, mobilisierte er daher nicht allein die symbolischen Erträge seiner Turniererfolge, sondern setzte konsequent zugleich das Gros seiner monetären Einkünfte aufs Spiel. Dies konnte unmittelbar durch den Verzicht auf das Beutemachen erfolgen, wie es die *Histoire* mehrfach überliefert. Als Tutor des jungen Königs zeigte er sich stets bereit, diesen aus der Gefahrenzone zu ziehen und dabei auf eigene Erfolge zu verzichten.⁴⁶ Dadurch schmälerte er zwar seinen finanziellen Profit, stieg gleichwohl stetig in der Gunst des Thronfolgers: Der König gewann ihn lieb „mehr als irgendeinen anderen Ritter“.⁴⁷ Auch außerhalb der königlichen Entourage musste diese Strategie soziale Profite abwerfen, wie etwa bei jener Gesellschaft von 15 französischen Rittern, die sich 1179 auf dem Turnier von Eu in auswegloser Lage in die Hände des Marschalls begaben: Indem der Sieger großmütig auf Lösegelder verzichtete, erwarb er sich die Freundschaft der Franzosen, die sich bereit erklärten, ihm künftig jederzeit zur Verfügung zu stehen. Wie die *Histoire* erzählt, erfreute sich Guillaume bald bester Kontakte zum französischen Hochadel. Als er 1179 nach dem Turnier in Eperon das Haus des Grafen Thiebald von Blois betrat, „wurde er mit großer Freude von vielen empfangen, und nachdem er vor den Grafen gekommen war, schenkte dieser keinem anderen Mann, der dorthin gekommen war, mehr Beachtung“.⁴⁸ Im Januar 1183 soll gar der Graf von Saint-Pol, sobald er den Schild des Marschalls identifiziert hatte, diesem seine Gefolgschaft im Turnierkampf angeboten haben.⁴⁹ Sein Ansehen und damit die soziale ‚Kreditwürdigkeit‘ suchte Guillaume zudem durch ostentative Großzügigkeit sowie planmäßige Verbreitung des eigenen Namens zu stützen. „Es ist wohlbekannt, daß der Adel im Haus der Freigebigkeit heranwächst“, so formuliert

⁴⁴ Dabei ist zu beachten, dass „der Ertrag der für Akkumulation und Unterhaltung von Sozialkapital erforderlichen Arbeit umso größer ist, je größer dieses Kapital selbst ist“. Als Träger eines berühmten Namens war es Guillaume daher im späteren Verlauf seiner Karriere leicht möglich, „Gelegenheitsbekanntschaften in dauernde Beziehungen umzuwandeln“ und daraus Profite zu schlagen, vgl. BOURDIEU (wie Anm. 23), S. 193.

⁴⁵ BOURDIEU (wie Anm. 23), S. 193.

⁴⁶ MEYER (wie Anm. 4), V. 5561f.: „Il ne volt pas le jor entendre / au gaaing n'a chevaliers prendre“, vgl. auch V. 3629ff.

⁴⁷ Ebd., V. 3639f.: „L'ama li reis e le tint chier / Plus que nul autre chevalier.“

⁴⁸ Ebd., V. 4352-4355: „Molt fu joiz de plusors genz, / E quant il vint devant le conte / Unques puis n'i out tentu conte / D'ome qui i seüst venir.“

⁴⁹ Ebd., V. 6005ff., vgl. DUBY (wie Anm. 1), S. 147f., der daraus ein „brüderliches Verhältnis“ macht.

seine Biographie die strategische Einsicht ihres Helden.⁵⁰ Hierhin gehört nicht nur das bereits erwähnte Pferdegeschenk an den jungen Sänger in Joigny. Zu Beginn der 1180er-Jahre stand mit Henry de Norreis gar ein eigener Herold in den Diensten Guillaume, der den Schlachtruf seines Herrn auf allen Turnierfeldern Frankreichs erschallen ließ: „Gott helfe dem Marschall!“.⁵¹

Hilfe jeder Art bedurfte der Marschall tatsächlich wenig später. Der unmittelbare Nutzwert seines Beziehungsnetzes wurde deutlich, als sich das Verhältnis des Marschalls zu seinem königlichen Dienstherrn zur Jahreswende 1182/83 unvermittelt einzutrüben begann. Eine Gruppe von Neidern, so heißt es in der *Historie*, habe verleumderische Gerüchte in die Welt gesetzt, indem sie Guillaume unter anderem eine Affäre mit der Königin unterstellten. Um dem drohenden Schatten der latenten Anschuldigungen zu entgehen und seine Beziehung zum Thronfolger zu stabilisieren, griff Guillaume zunächst zum bewährten Mittel demonstrativer Dienstbereitschaft. Während eines Turniers im November 1182 bewahrte er den jungen Herrscher nicht nur zweimal vor einer Gefangennahme, sondern verzichtete erneut ostentativ darauf, für sich selbst Profite durch die Erbeutung von Pferden und Lösegeldern zu erzielen.⁵² Diese bewundernswerte Demonstration scheinbar selbstloser Treue veranlasste in der Folge den Grafen von Flandern, dem König den Wert des Marschalls als loyalen Gefolgsmann explizit ins Gedächtnis zu rufen: „Lieber Vetter, es liegt weder Sinn noch Gewinn darin, daß jemand, wenn er für Gold oder Ausgaben sich einen solch hervorragenden Ritter wie den Marschall verpflichten kann, ihn von sich entfernen läßt“.⁵³ Trotz dieser hochrangigen Intervention blieb die Position des Marschalls innerhalb der königlichen entourage nach wie vor prekär. Nach Weihnachten des Jahres 1182 sah er sich schließlich gezwungen, dem angevinischen Hof und damit seiner Rangposition als einflussreicher Ratgeber den Rücken zu kehren. Von einem Moment auf den anderen zum heimatlosen Ritter ohne Land und Lehen degradiert, bedeutete dieser Abschied für den prominenten Turnierkämpfer mithin keineswegs den Ruin. Viele Türen standen Guillaume nun offen. Kaum hatte sich die Kunde seines Exils verbreitet, suchten zahlreiche Magnaten Frankreichs ihn in ihren Dienst zu ziehen: „Der Marschall führte damals ein komfortables und wohlhabendes Leben im Gebiet von Frankreich; mächtige Männer von hoher Abkunft schätzten und liebten ihn sehr, wenn sie ihn in ihrer Gesellschaft haben konnten, und hießen ihn freudig willkommen“.⁵⁴ Bereits bei seinem ersten öffentlichen Auftritt anlässlich eines Turniers in Gornai Mitte Januar 1183 hatte er ein beachtliches Rittergefolge um sich gesammelt. Im Anschluss an das Kampfspiel, bei dem der Marschall einmal mehr sein Ausnahmetalent

⁵⁰ Ebd., V. 5065f.: „Quer bien savez que gentilesce / Fu nurie en l’ostel largesse.“

⁵¹ Ebd., V. 5226, 5862, 6226: „Ça, Dex aie al Mareschal!“

⁵² Ebd., V. 5561f.: „Il ne volt pas le jor entendre / au gaaing n’a chevaliers prendre.“

⁵³ Ebd., V. 5606: „Beals cosins, n’est sens ne proësse, / Qui puet por or ne por aver / Si res-buen chevalier avoir / Com le Mareschal que ci vei, / Qu’il le lait esloingnier de sei.“ Vgl. DUBY (wie Anm. 1), S. 66.

⁵⁴ MEYER (wie Anm. 4), V. 6299-6305: „Li Mareschal molt richement / e molt bel e molt richement / Demorra cel termine en France. Li halt home de pussance / Molt preisoent e molt ameient / Quant o els avoir le poient / e grand loie en fasseient tuit.“

unter Beweis stellen konnte, wurde er von den anwesenden Großen mit lukrativen Angeboten geradezu überhäuft: 500 Pfund an Renten hätten der Graf von Flandern und der Herzog von Burgund ihm für seinen Dienst geboten, der Vogt von Béthune versprach ihm darüber hinaus noch eine Stadt und die Hand seiner Tochter, so berichtet die *Histoire* sicherlich nicht ohne Übertreibung.⁵⁵ Ein Geldlehen aus der Hand des Grafen von Flandern stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dieser Zeit und legt beredtes Zeugnis über die reale Tragfähigkeit des Beziehungsnetzes ab.⁵⁶ Weitergehende Offerten indes lehnte der Marschall kategorisch ab, ein genereller Wechsel der Gefolgschaft schien ihm angesichts der bereits getätigten Investitionen im Umfeld der angevinischen Herrscher kaum akzeptabel. Stattdessen hielt er sich die Option einer Rückkehr durch eine retardierende Pilgerfahrt zu den Gebeinen der Heiligen Drei Könige so lange als möglich offen. Bereits bei seiner Rückkehr im Februar 1183 konnte er – dank des Wirkens seiner am Hof des jungen Königs verbliebenen Freunde und Bewunderer – die Nachricht von seiner Rehabilitierung entgegennehmen. Es war damit gelungen, die Huld des Herrschers wiederzuerlangen, mithin eine „nicht in Geld konvertierbare Grundposition“⁵⁷ unter Einsatz sozialen Kapitals zurückzugewinnen.

III.

Angesichts dieses Teilerfolges muss das pauschale Verdikt der Verschwendung an Überzeugungskraft verlieren. Das als aktiver Turnierkämpfer akkumulierte Sozialkapital erwies auch im Verlauf der weiteren Laufbahn Guillaumes seine prinzipielle „Überlebenstendenz“ ebenso wie seinen „Multiplikatoreffekt“ auf die künftigen Kapitalerträge des Marschalls.⁵⁸ Sein kometenhafter Aufstieg zu einem der führenden Landbesitzer Englands und „Beschützer des Königs und des Königreiches“⁵⁹ zwischen 1216 und 1219 war nicht zuletzt der Unterstützung durch langjährige Freunde und der Loyalität altgedienter Gefolgsleute geschuldet. „Was aus einem engen ‚ökonomischen‘ Blickwinkel als reine Verschwendung erscheinen muß“, so lässt sich mit Pierre Bourdieu resümieren, „stellt im Rahmen der umfassenden Logik des sozialen Austausches eine sichere Investition dar, deren Profite über kurz oder lang in monetärer oder anderer Gestalt wahrgenommen werden können.“⁶⁰ Die von Teilen der Mediävistik skeptisch beargwöhnte „Brille des Soziologen“ vermag hier in der Tat instruktive Perspektiven auf vermeintlich „einfach zu erfassende und darzustellende Sachverhalte“

⁵⁵ Ebd., V. 6147-6170, 6260-6277.

⁵⁶ Vgl. dazu PAINTER (wie Anm. 3), S. 49; CROUCH (wie Anm. 3), S. 51f.

⁵⁷ Knut GÖRICH, Geld und Honor. Friedrich Barbarossa in der Lombardei, in: Gerd ALTHOFF (Hg.), Formen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter (Vorträge und Forschungen 51), Stuttgart 2001, S. 177-200, hier S. 199.

⁵⁸ BOURDIEU (wie Anm. 23), S. 183, 191f.

⁵⁹ Vgl. CROUCH (wie Anm. 3), S. 127.

⁶⁰ BOURDIEU (wie Anm. 23), S. 196.

zu eröffnen.⁶¹ Statt das Finanzgebaren Guillaumes in das simple Schema ‚gedankenloser‘ feudaler Verschwendungsethik zu pressen,⁶² wird es mit ihrer Hilfe als Produkt zukunftsgerichteter Investitionsstrategien erkennbar.⁶³ Die aus Sicht bürgerlicher Sparmentalität obligatorische Akkumulation materieller Besitztümer büßt dabei ihre scheinbare Suprematie ein. Statt einer ‚tendenziellen Dominanz‘ wirtschaftlicher Interessen lässt sich vielmehr eine feldspezifische Prävalenz sozialer Profite und deren symbolische Akkreditierung in Form von Ruhm und ritterlicher Ehre erkennen.⁶⁴

Wie wenig das wissenschaftliche Postulat irrationaler Ressourcenvergeudung den Intentionen mittelalterlicher Turnierteilnehmer gerecht werden kann, mag ein weiteres Beispiel aus dem Bereich der volkssprachlichen Dichtung belegen. Es handelt sich um die schwankhafte Minnedidaxe des ‚Moritz von Craûn‘ aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts.⁶⁵ Nicht nur zeitlich deckt sich der Text mit dem Entstehungshorizont der *Histoire*, seinen Ursprung hat auch er in einer altfranzösischen Erzählung, deren Titelheld Maurice II. von Craon († 1196) überdies mit Guillaume le Maréchal ins Turnier geritten ist. Doch auch in der modernen Lesart der beiden Texte ergeben sich bemerkenswerte Analogien. Den Kern des mittelhochdeutschen „Mauricius von Craûn“ bildet die Schilderung eines Turniers, das der Held um der Gunst einer Dame willen auf eigene Kosten veranstaltet. Nicht nur der repräsentative Aufwand des Minneritters schien den heutigen Interpreten exorbitant, auch das Verhalten des Turnier-

⁶¹ Bernd SCHÜTTE, Rez. zu: Hubertus SEIBERT/Jürgen DENDORFER (Hg.), Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079-1152), in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-1-174> (15.03.2006).

⁶² Georges DUBY, Krieger und Bauern – Die Entwicklung der mittelalterlichen Wirtschaft und Gesellschaft bis um 1200, Frankfurt am Main 1977, S. 265, erklärt es gar zum dominanten „Kulturmodell“ mittelalterlichen Adels, „gedankenlos bei Festlichkeiten auszugeben, was nur auszugeben war“.

⁶³ Vgl. zu einer solchen Interpretation aus der Perspektive ökonomischer Investitionstheorie Ulf Christian EWERT/Jan HIRSCHBIEGEL, Gabe und Gegengabe. Das Erscheinungsbild einer Sonderform höfischer Repräsentation am Beispiel des französisch/burgundischen Gabentausches zum neuen Jahr um 1400, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 87 (2000), S. 5-37, hier S. 10: „Schenken ist eine ‚Investition‘ im betriebswirtschaftlichen Sinne, denn mit dem Beschenken einer Person erfolgt eine Nutzenauszahlung des Schenkenden, verbunden mit der Hoffnung auf zukünftige höhere Nutzerträge – sei es aus Dank, in Folge eines Gegengeschenks, aus Unterstützung o. ä.“ Aus soziologischer Sicht folgert Ludgera VOGT, Ehre in traditionellen und modernen Gesellschaften. Eine soziologische Analyse des ‚Imaginären‘ anhand zweier literarischer Texte, in: DIES./Arnold ZINGERLE (Hg.), Ehre – archaische Momente in der Moderne, Frankfurt am Main 1994, S. 291-315, hier S. 295: „Verschwendung kann als Investition für den Erwerb symbolischer Güter aufgefaßt werden“.

⁶⁴ Zwar lässt sich im ausgehenden Hochmittelalter die zunehmende Bedeutung des Geldes bei der Konstituierung politisch relevanter Bindungsformen feststellen, vgl. Hermann KAMP, Geld, Politik und Moral im hohen Mittelalter, in: Frühmittelalterliche Studien 35 (2001), S. 329-347. Doch diene es vornehmlich zur Stabilisierung der zentralen Kategorie der Ehre, vgl. Knut GÖRICH, Geld und Ehre: Friedrich Barbarossa, in: Klaus GRUBMÜLLER/Markus STOCK (Hg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung, Bewertung, Symbolik, Darmstadt 2005, S. 113-134.

⁶⁵ Mauricius von Craûn, Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch, hg. von Dorothea KLEIN, Stuttgart 1999.

kämpfers nach seinem glänzenden Abschneiden stieß auf Verwunderung: Mauricius verschenkte nicht nur alle Teile des eigens aus diesem Anlass gefertigten schiffsförmigen Prunkwagens, auch seine Ausrüstung übereignete er weitgehend den herbeiströmenden Bittstellern: „Als das Turnier zu Ende war, / da kam ein Gefangener; / der bat ihn inständig um etwas aus seinem Besitz. / Er zog sein Kettenhemd aus / und gab ihm das zur Unterstützung. / Dafür sagte der ihm vielmals Dank [...] / Nicht lange zögerte er, / da erkundigte er sich, ob jemand komme, / der auch die Hosen nehme“.⁶⁶ Jedem sollte nach seinen Bitten gegeben werden! Ein derart „maßloses Verschenken“,⁶⁷ so der Tenor eines Teils der Forschung, lasse die Erzählung „zumindest komisch, wenn nicht lächerlich“⁶⁸ erscheinen. Selbst wohlmeinende Stimmen glaubten im „Munifizienzexzeß“ ein „Evangelium der Verschwendung“⁶⁹ zu erkennen, während die Freigebigkeit des Mauricius anderen als „falsch und Zeichen eines pervertierten Rittertums“ anmutete⁷⁰, als exemplum horrendum,⁷¹ in dem der Held die „Rolle eines Clowns“ auf einer „in seinem Größenwahn selbsterrichteten Bühne“ einnehme.⁷²

Eine derartige Deutung kann sich auf die vielfältigen satirischen Überspitzungen des Textes stützen, ignoriert hingegen weitgehend die lehrhaft-didaktischen Hinweise des Autors: Zwar charakterisiert auch der Dichter seinen Helden zunächst als selbstlosen Minneritter ohne Sinn für das Materielle: „turnieren unde geben / waz im allez sîn leben / âne lôn, vor allen dingen“.⁷³ Doch dieser Mangel an Vergütungen bezieht sich offenbar nicht auf alle Formen des Profites. Durch seinen steten Dienst an der Dame vermag Mauricius ‚lob‘, ‚ruof‘ und ‚êre‘ zu erringen.⁷⁴ Die Intensivierung und Institutionalisierung seines Kontaktes zu edlen Frauen im Kontext der

⁶⁶ Ebd., V. 1061-1072.

⁶⁷ Vgl. Moritz von Craûn, *Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Ulrich PRETZEL. Übersetzung, Kommentar und Nachwort von Albrecht CLASSEN*, Stuttgart 1992, S. 166.

⁶⁸ Eva WILLMS u. a., *Der ‚Moriz von Craûn‘ als politische Satire. Eine alte These – neu begründet*, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 44 (1994) S. 129-153, hier S. 140.

⁶⁹ Hubertus FISCHER, *Ritter, Schiff und Dame. Mauritius von Craûn: Text und Kontext (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte)*, Heidelberg 2006, S. 148, 155. Fischer kontrastiert den Text unter Bezugnahme auf Marcel Mauss mit dem „Evangelium der Effizienz“ der Moderne. Die Vergabe der mitgeführten Güter enthülle „für den modernen Leser gewiß eine befremdliche Handlungslogik, verkürzt lautet sie: ‚Gewinn durch Verlust‘“. Um sie zu verstehen „fährt man gewissermaßen in die Epoche vor dem Zeitalter der Nützlichkeit zurück“, vgl. ebd. S. 11. Das Handeln des Helden bleibt für ihn dennoch Verschwendung, wenn auch gesellschaftlich anerkannte.

⁷⁰ Heimo REINITZER, *Kommentar zu Mauritius von Craûn (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Beihefte 2)*, Stuttgart 1999, S. 133.

⁷¹ Vgl. Heimo REINITZER, *Zeder und Aloe. Zur Herkunft des Bettes Salomos im ‚Moriz von Craûn‘*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 58 (1976), S. 1-34; DERS., *Zu den Tiervergleichen und zur Interpretation des ‚Moriz von Craûn‘*, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F.* 27 (1977), S. 1-18.

⁷² Albrecht CLASSEN, *Das Spiel mit der Liebe – Leben als Spiel. Versuch einer Neuinterpretation des ‚Moriz von Craûn‘*, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 40 (1990), S. 369-398, hier S. 389.

⁷³ Von Craûn (wie Anm. 65), V. 275f.

⁷⁴ Ebd., V. 436, 1008, 1018, 1024, 1039, 1643.

Minne rechtfertigt in diesem Sinne die materiellen Aufwendungen: „ir lôn ist ère umbe guot“. ⁷⁵ Wer den Kontakt zur adeligen Damenwelt dagegen meide „hât verlust statt gewinne“. ⁷⁶ Der Verfasser propagiert dabei, „daz man mac vil selten / mit sparen ère gelten“. ⁷⁷ Die Praxis der verschwenderischen Geschenke wird dem adeligen Publikum demnach als legitime Investitionsstrategie präsentiert. Ihr Ziel ist das soziale Kapital des auf Minne beruhenden Beziehungsverhältnisses. Da dieses indes mit den Normen dynastischer Ehemoral zu kollidieren droht, bedingt seine symbolische Aneignung eine zum Zweck der „Verschleierung“ notwendige höhere „Schwundquote“. ⁷⁸ Mauricius von Craûn ist nur insofern ein Verschwender, als er bei seiner Transaktionsleistung diesen Mehraufwand bewusst in sein ökonomisches Kalkül mit einbezieht.

IV.

Luxus – auch in Form reicher Geschenke und demonstrativen Verzichts auf Beute – ist „offensichtlich ein zentraler Faktor bei der Bekräftigung und Ausgestaltung wie auch bei der Herausforderung und Infragestellung sozialer Ordnung“. ⁷⁹ Der steile Karriereweg des landlosen Ritters Guillaume le Marechal stellte ebenso wie die Etablierung eines ehebrecherischen Minneverhältnisses durch Mauricius von Craûn einen offensiven Vorstoß gegen das gültige Gefüge sozialer Rangfolgen und Normen dar. Dabei wurden beiden Akteuren beträchtliche Einsätze an ökonomischem und kulturellem Kapital abverlangt. Wenn diese ihrerseits bisweilen hoch zu pokern scheinen und noch in kritischen Momenten die Gewinnsicherung im Sinne materieller Anlagestrategien hintanstellten, so war es nicht allein der schlussendliche Erfolg, der zwischen Verschwendung und Profitmaximierung unterschied. Vielmehr trug die einsetzungsfreudige Spielweise der beiden Ritter den Regeln des Praxisfeldes Turnier genauso Rechnung: „mit maneger slachte guote“, so heißt es resümierend im Mauricius von Craûn, „erkoufte er lop und ère“, ⁸⁰ und in der *Histoire* wird die Tugend der ‚largesse‘ nachgerade zum unabdingbaren Substrat einer blühenden Ritterschaft und Ba-

⁷⁵ Mauricius (wie Anm. 65), V. 414. Ähnliche Formulierungen finden sich mehrfach in der mittelhochdeutschen Literatur, die „Formel war geradezu eine Art Berufsbezeichnung für die Fahrenden“, vgl. Joachim BUMKE, *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, 2 Bde., München 1986, S. 316, 697. Zu den sogenannten Heischestrophen der Fahrenden vgl. Maria DOBOZY, *Beschenkungs politik und die Erschaffung von Ruhm am Beispiel der fahrenden Sänger*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 26 (1992), S. 353-367; Günter SCHOPF, *Fest und Geschenk in mittelhochdeutscher Epik* (Philologica Germanica 18), Wien 1996; Berenike KRAUSE, *Die milite- Thematik in der mittelhochdeutschen Sangspruchdichtung. Darstellungsweisen und Argumentationsstrategien* (Kultur, Wissenschaft, Literatur 9), Frankfurt am Main u. a. 2005. Tatsächlich wird die Freigebigkeit in den volkssprachlichen Texten als unverzichtbarer Schlüssel adeliger Ehre apostrophiert.

⁷⁶ Von Craûn (wie Anm. 65), V. 392.

⁷⁷ Ebd., V. 329.

⁷⁸ BOURDIEU (wie Anm. 23), S. 197f.

⁷⁹ BULST (wie Anm. 13), S. 48.

⁸⁰ Von Craûn (wie Anm. 65), V. 1642f.

sis einer glücklichen Herrschaftsführung erhoben.⁸¹ „Je mehr ein Mann Sorgfalt und Bemühen darauf richtet, desto mehr wird er geschätzt und angesehen und desto mehr Beachtung zieht er auf sich.“⁸² Die dahinterstehende Maxime zielte unverkennbar auf eine Gewinnoptimierung: Auf dem Feld adeliger Selbstbewährung konnte materielles Gut somit vor allem dann zum spielentscheidenden Trumpf werden, wenn es zunächst als Geschenk ‚vergeudet‘ und anschließend als Sozialkapital rückgeführt wurde. Treffend wie kein anderer hat Walther von der Vogelweide dieser Devise Ausdruck verliehen: Wer der ‚milte‘, der personifizierten Freigebigkeit huldige, so sang er, der trete in die Fußstapfen des legendären Weltreichsgründers Alexander: „Der gab und gab, darauf gab sie ihm alle Reiche“.⁸³

⁸¹ Vgl. MEYER (wie Anm. 4), V. 4297-4318, 5051-5069.

⁸² Ebd., V. 4294ff.: „E qui plus i met cure e peine / Plus est presiez e plus en monte, / e plus tient l'om de lui grant conte.“

⁸³ Walther VON DER VOGELWEIDE, Leich, Lieder, Sangsprüche, hg. von Christoph CORMEAU, Berlin 1996, 8,1 (= L 16, 36). Vgl. auch Christa ORTMANN, Der Spruchdichter am Hof. Zur Funktion der Walther-Rolle in Sangsprüchen mit milte-Thematik, in: Jan-Dirk MÜLLER/Franz Josef WORSTBROCK (Hg.), Walther von der Vogelweide, Hamburger Kolloquium 1988 zum 65. Geburtstag von Karl-Heinz Borck, Stuttgart 1989, S. 17-35.

Sonderdruck aus

Recht und Verhalten in vormodernen Gesellschaften

Festschrift für Neithard Bulst

Herausgegeben von

Andrea Bendlage, Andreas Prierer
und Peter Schuster

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2008